

Zweierlei Deutsch : Stimmen aus Ostdeutschland

Autor(en): **Waldburger, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **14 (1958)**

Heft 6

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420551>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

der Weltfriede, auch die sprachliche Gerechtigkeit ist unteilbar. Was bei uns fällt, geht auch Ihnen, dem gesamten deutschschweizerischen Sprachgebiet, verloren. Ob zum Beispiel die deutschen Ortsnamen an der Sprachgrenze erhalten bleiben, hängt nicht nur von uns, sondern ebenso sehr von Ihnen ab. Wer nicht begreift, daß Ortsnamen zu den wertvollsten Kulturgütern gehören, möge sich wenigstens durch die sprachpolitische Bedeutung belehren lassen, welche man ihnen *jenseits* der Sprachgrenze beimißt. Im Sonderheft der „Cité nouvelle“ über die Jurafrage schrieb André Muller 1947: „Un mot de votre langue fixé sur le sol d'autrui, c'est, sur ce sol même, l'origine d'un droit territorial demain incontestable.“ Es gibt also keinen Zweifel: Namen stehen für das Ganze! Auf unsere Verhältnisse angewandt heißt dies: jene Deutschschweizer, die aus Unwissenheit, Gutmütigkeit oder Bildungsdünkel in Wort und Schrift den französischen Namen unserer Stadt und unseres Kantons verwenden und damit den alten deutschen Namen außer Kurs setzen, arbeiten hinter unserem Rücken daran, die westliche Grenze des deutschschweizerischen Sprachgebietes, die heute durch die Städte Freiburg und Murten geht, nach Osten zu verschieben. Wer dies nicht will, muß eben durch Taten beweisen, daß wir eine Sprach-Gemeinschaft sind!

Zweierlei Deutsch

Stimmen aus Ostdeutschland

Paul Waldburger

Im „Sprachspiegel“ Nr. 5 wurde anhand der Mannheimer und der Leipziger Duden-Ausgaben die bedauerliche Tatsache belegt, daß durch die Aufspaltung Deutschlands auch die deutsche Sprache einen unheilvollen Riß erlitten hat. Die sprachliche Einheit, vornehmlich das Werk Luthers und der Klassiker, ist heute noch das stärkste Band zwischen Ost- und Westdeutschland. Nur mit Beklemmung kann man sich ausmalen, was geschähe, wenn dieses Band reißen sollte. Die Folgen wären nicht nur politischer Art. Wer diesseits des Eisernen Vorhanges lebt, sieht die große Gefahr darin, daß Ostdeutschland in starkem Maße und sozusagen aus-

schließlich dem Einfluß der russischen Geisteswelt ausgesetzt ist; er glaubt, es sei diesem Einfluß wehrlos ausgeliefert, und er glaubt ferner, ihn und seine westlichen Sprachgenossen könne keine Schuld an der drohenden Zerstörung der Spracheinheit treffen. Dieser Meinung ist bereits im Sommer 1952 der Leipziger Romanist Prof. Victor *Klemperer* entgegengetreten (Zur gegenwärtigen Sprachsituation in Deutschland. Aufbau-Verlag, Berlin 1953).

Klemperer beurteilt zunächst die Lage im Osten. Der alte Sprachstamm „biegt sich im Sturm“, der von Osten hereinfegt. Nicht nur tauchen neue Wörter auf und alte verschwinden, nein, die Sprache als Ganzes wandelt sich; Gestalt und Gehalt ändern ihre Züge, neue Wendungen reißen ein, Unter- und Obertöne der Wörter werden anders. Die Dichter, deren Aufgaben vom Staate vorgeschrieben werden, beginnen Fachausdrücke der Wissenschaft, der Technik, der marxistischen Lehre zu verwenden, Wörter, die bisher (weil allzu zweckhaft, fremd oder platt) nicht über die Zeitungssprache hinaus gelangt sind. Die Lyrik wird zum Leitartikel oder — je nach dem Geschmack des Beurteilers — der Leitartikel zur Lyrik. Klemperer ist weit davon entfernt, das gegenwärtige „Ostdeutsch“ zu preisen und zu verteidigen. Mutig zeigt er seinen Landsleuten die Schäden und Gefahren auf:

Mangelnde Achtung vor der Sprachform, so, wenn ein Minister beginnt: „Meines Erachtens nach...“ (Mischform aus „Meines Erachtens“ und „Meinem Erachten nach“).

Großmäuligkeit, etwa in der Bevorzugung des hauptwörtlichen Ausdrucks „unter Beweis stellen“ für „beweisen“.

Verwendung unnötiger Fremdwörter und falscher Gebrauch von Fremdwörtern.

Gedankenloser Sprachgebrauch, etwa in dem falschen Bilde: „Der neuen Basis zum Durchbruch verhelfen“.

Jargon gewisser Funktionäre, die sich den Anschein des Draufgängers und Neuerers geben möchten und die Fragen „anreißen“, statt Fragen zu stellen, vorzulegen oder zu behandeln. Klemperer tadelt diese Neigung als Abweichung von der Sprachtradition, von der Allgemeinverständlichkeit, von der Volkstümlichkeit.

Das schlimmste Ubel ist, daß sich fast niemand getraut, die Sprachverschandelung beim Namen zu nennen und tätige Sprachpflege zu treiben. Die Gefahr ist freilich groß, dabei als Pedant, Bourgeois oder Formalist „entlarvt“ zu werden.

Damit ist Klemperers Kritik nicht erschöpft. Von einem Kehrreim des ostdeutschen Kulturministers J. R. Becher ausgehend („Es weht der Wind von Ost nach West“), erinnert er daran, daß auch in Westdeutschland, in Österreich und in der Schweiz keineswegs Windstille herrscht. Über diese Teile des deutschen Sprachgebiets ergießt sich eine Flut von amerikanischen Ausdrücken und Begriffen, und es scheint, daß sie auf keine Dämme und Wellenbrecher trifft. Gilt Klemperers Kritik am Sprachgebrauch nicht auch für uns „Westler“? Gibt es bei uns keine Pfuscher, Gecken und Maulhelden? Gibt es nicht Tausende von Geschäftsleuten, die ihre Muttersprache an das Amerikanische verraten, und Millionen von Kunden, die sich dies gefallen lassen? Wer wagt es, die gestelzte Sprache mancher Stellen zu tadeln oder den hochtrabenden Jargon jener Akademiker, die drei Wörter brauchen, wo eins genügt?

Als Kräfte, die der Entartung und Überfremdung entgegenwirken können, nennt Klemperer die Ehrfurcht vor der überlieferten Sprache und die Ehrfurcht vor dem Erbgut der klassischen Dichtung. Wo diese Ehrfurcht fehlt, wird das Neue nicht bereichernd wirken, sondern zersetzend, hüben und drüben.

Drei Jahre nach Klemperers Vortrag hat der ostdeutsche Schriftsteller *F. C. Weiskopf* unter dem Titel „Verteidigung der deutschen Sprache“ (Aufbau-Verlag, Berlin 1955) in sieben Aufsätzen den Zustand unserer Sprache untersucht. Einer dieser Aufsätze trägt die Überschrift „Ostdeutsch und Westdeutsch“. Weiskopf prangert — ohne Namen zu nennen — zahlreiche Entartungserscheinungen aus zeitgenössischen Werken an: Sinnwidrigkeiten, Plattheiten, formale Mißgebilde, stilistische Entgleisungen, schiefe Bilder. Zu diesen steuert er selber ungewollt eines bei, wenn er von den Fallstricken spricht, die dem Schriftsteller — auflauern. Der Stil seiner Lehre deckt sich hier nicht mit seiner Lehre vom Stil. Wenn unsere Fähigkeit, Wortinhalte bildhaft vorzustellen, verkümmert, so trifft dies die deutsche Sprache in ihrem Kern und beraubt sie eines Vorzuges, um den uns andere Völker beneiden müssen.

Weiskopf hält eine gewisse sprachliche Scheidung von Ost und West für unvermeidlich. Die Lebensverhältnisse und das Lebensgefühl beidseitig des Eisernen Vorhangs sind zu verschieden! Die geistige Kluft ist schon seit Jahren da! In dem Spiegel, den Weiskopf seinen Mitbürgern vorhält, tauchen die bekannten Gebrechen auf:

die tauben Nüsse des Spruchbänder-Jargons, der vorfristig erfüllte und der übererfüllte Plan, der ausgelastete Betrieb.

die Slawismen, die starren (den Namen Übersetzung gar nicht verdienenden) Abklatsche russischer Wendungen. Beispiel: „Im Ergebnis dieser Politik ist eine Entspannung „eingetreten“ (russisch: „W rezul'tate...“), statt „Als Ergebnis...“.

die Übernahme von Fremdwörtern aus dem Russischen. Beispiel: das Exponat = das Ausstellungsstück. Hier fehlen Wille und Zuversicht, das Leben sprachlich zu meistern; Faulheit und Kleinmut warten auf das lexikalische Almosen.

Steht es im „Westen“ besser? Weiskopf nennt als Wörter, die zu unserer Schande unübersetzt und unangepaßt in die Alltagssprache eingedrungen seien: Boß, Camping, City, Digest, Job, Party, Quiz, Teenager, Trend. In der Tat, die geistige Haltung, die sich in ihrem Gebrauch spiegelt, ist alles andere als ehrenvoll. Notwendig war nicht eines, dem gemeinen Mann wirklich verständlich sind nur wenige. Die Wahrer und Mehrer unserer Sprache haben hier kläglich versagt, und das sogenannte gebildete Publikum auch. Nicht zu übersehen ist der Einfluß der „Comic strips“ (= Witzstreifen), die nicht nur die Seele, sondern auch die Sprache der Jugendlichen recht eigentlich verseuchen. Gerade weil Englisch und Deutsch einander viel näher stehen als Russisch und Deutsch, tut dem Westen eine bewußte sprachliche Schutzhaltung not. Schlägt es nicht gesundem Sprachempfinden ins Gesicht, wenn der Satz „Die Schlagzeile fiel ihm in die Augen (oder stach oder sprang)“ nun amerikanisiert wird zu „Die Schlagzeile fing sein Auge“ (The headline cought his eye)?

Weiskopf ruft wie Klemperer auf, sich Tag für Tag um die Muttersprache zu bemühen und aller Nachlässigkeit entgegenzutreten. Er empfiehlt ferner Karl Kraus' sprachkritische Werke auch im

Osten herauszubringen und den vergriffenen Goethe-Wortschatz von Paul Fischer neu herauszugeben. Das gemeinsame Erbe ist ohne Zweifel das Unterpfand der Spracheinheit. Sein Verlust käme einer Selbstentfremdung gleich. Ob diese Gefahr nur dem Osten droht?

Der Osten wendet seinen Blick gezwungenermaßen nach Rußland, der Westen freiwillig nach Amerika. Das eine wie das andere ist ein geschichtlicher Vorgang, und dem verantwortungsbewußten Deutschsprechenden obliegt die Pflicht, die sprachlichen Auswirkungen aufzufangen, auf daß sie seine Sprache nicht verfälschen und entstellen, sondern befruchten und bereichern. Wenn sich aber unter dem Eisernen Vorhang nicht ein tiefer Sprachgraben öffnen soll, so muß die Sprache von beiden Seiten den Vorhang durchdringen. Rundfunk und Presse stehen dabei in vorderster Front. Es ist politische und überpolitische Aufgabe zugleich, den Strom und den Gegenstrom zum Fließen zu bringen, die Ohren zu öffnen und die Zunge zu lösen, damit die Sprache bleibe, was sie ihrem Wesen nach ist: Mittel geistigen Austausches.

Zu wissen, daß auch in Ostdeutschland für den Bestand, die Würde und die Reinheit der deutschen Sprache gekämpft wird, ist für uns „Westler“ ein Trost; es ist noch mehr: eine Verpflichtung und eine Mahnung!

Aus dem Wortschatz des Schweizer Jenischen

Von Siegmund A. Wolf (Fortsetzung 5, Schluß)

Schinlig Auge J, B, H; *Scheinche*, *Scheinerling* A; s. Schei. (W 4856)

Schix erwachsenes (ehrbares) Mädchen J; *Schi(c)kse* (schlechtes) Mädchen A — Jidd. *schickzo*, *schickzel*, *schickzeche* (nichtjüdisches) Mädchen. Der jen. Ausdruck hat heute nahezu die Bedeutung „Kokotte, Dirne“ bekommen. (W 4837)

Schixele kleines Mädchen J; *Schixeli* B. — Diminutivum von *Schix* (s. dort).

schlau gescheit J. — Dt.

Schlenglig Wurst H. — Von dt. *Schlange* (nach der Gestalt). (W 4969)